

Kulturkolumne

Wörterkreationen aus heißen Nächten

Geneigte Leserin, geneigter Leser, jetzt wird's sprachschätzschrill.

Halten Sie sich fest. So wie ich es tue. Jeden Tag. Die Welt steht auf massenhaften Füßen Kopf. Querkopfquerverlupft. Ins Nirgendwo verpeilt. Gottsfürchterlich daneben. Aufs Gröbste ausgezielt und angezählt. Die Orientierungsfähigkeit hat sich einen apokalyptischen Virus eingefangen. Eingefangen? Nein, nicht eingefangen! Vielmehr Schritt für Schritt: zugelegt! Es gibt Katastrophen, die sich ereignen und Katastrophen, die gemacht sind. Jetzt stellt sich die Erde quer.

Spielchen mit dem Feuer

Sich festhalten sei gut, meinte vor ein paar Tagen ein Freund. »Sag mir: Wie? Und: Wo? Wohin?« Dann fragte er, selbst die Grammatik in den Schwitzkasten nehmend: »Wohin bleiben wir?« Er blickte kopfschüttelnd auf die Durstwiese hinterm Haus. Das war im Juli. An einem jener extrem heißen Tage, die wir jüngst über uns ergehen lassen mussten. Er sagte »Trostlosgras« und »Geierfeuerzeiten«. Und meinte daraufhin sogleich, fast überall sei ein Zündeln und nicht nachvollziehbare Lust auf gemeingefährliche Spielchen mit dem Feuer! »Wo die Sonne doch schon genug Verheerungen schafft! Im Kleinen wie im Großen! Schau auf die Wiese, schau nach Sibirien!«

Die Literaturpreisträgerin Hertha Müller schrieb einst in einem Gedicht »Ein Sommer, der an Asthma litt (...).« Ich schaute aufs Gras und schwieg. Nicht aus Ratlosigkeit. Aus Not. Wir erfanden immer un-

erhörtere Wörter. »Lebenskauputtmacher« war eines davon.

Können Wörter glut- und wahnwitzartig sein? Oder sind sie schlimmer noch hoffnungsmüde Mutanten? Feuchtmattwundgescheuerte Selbstinszenierungskapriolen? Twittermonsterwesen? Ach, diese einfallenden Langwörter! Die wirklichen und die ins Nichts verbrannten. Die schier beiläufig daher gesagten und die, die das filigrane Rückgrat der Gefühle und Gedanken strategisch verletzen. Die klugen und die dummdreist attackierenden. Nur selten die aufbauenden. Meistens sind es die vernichtenden. Oft auch die gut gemeinten. Sie begegnen sich alltäglich. Wörter, die zu Worten werden.

Ich weiß nicht, wie es Ihnen ergangen ist, verehrte Leserin, verehrter Leser. Es gab ein paar Tage im Juli, die mich vom ausfransenden Rand der körperlichen Erschöpfung in die Sehnsucht nach einem kühleren Atem-Exil vertrieben hatten. Es war so heiß, selbst nachts, dass ich in die Gefilde eines mir unbekanntem Territoriums katapultiert werden sollte.

Ich fand mich in der »Unfreien Republik Fata Morgana« wieder. Im Luftleibland der surreal tatsächlichen Fieberbilder. Da tauchten plötzlich Wörterkreationen auf, die mich an meinem eigenen Verstand zweifeln ließen. Weil das, was ich in schlaflosen Stunden aufgeschrieben hatte, am nächsten Morgen so irrsinnig war. So dass ich unwillkürlich an einen Satz Oscar Wildes denken musste, der einst vor sich selber erschrak, wohl auch augenzwinkernd, und

feststellte: »Manchmal bin ich so geisterreich, dass ich nicht ein Wort von dem verstehe, was ich sage.« Und prompt zitierte ich, lieber Leserin, lieber Leser, den englischen Romanancier aus dem 19. Jahrhundert, auch noch falsch. Er hat selbstverständlich »geistreich« geschrieben. Sie merken, die Tage wirken immer noch nach.

Realpolitischer Fake-Präsens oder literarische Fiktion? Was ist wirklich? Wohl beides. Das Haus. Und die Vorstellung eines Hauses. Der Weg. Und die Vorstellung eines Weges. Ach, die Phantasien! Manchmal kommt es mir vor, als würde ich beim Akt des Schreibens den Kirschbaum in meinem Garten fragen, ob mit ihm gut Kirschen essen sei. Es ist grotesk, wie mir daraufhin die greise Buche schlagartig ins Wort fällt. Dass sie sich gegen die insgeheime Benutzung ihres Namens verwahre, weil alle Annäherungsversuche nichts anderes seien als abschüssige Kindheits-Schlittfahrten. (Dabei meine ich sie ja gar nicht).

Kaffeeklatsch der Farben

»Du altkluges Hirngewächs!« entflammt sogleich die Brennnessel. Während sich die Orchidee hinterm Fenster ins eigene Spiegelbild liebkost und einen auf Schneewittchen macht. Ja, bei mir im Garten gehen alle Farben wörterfremd, schlupfen mir wie Sprechtauwürmchen ins Ohr und treffen sich (jeden Nachmittag ein Ritual) mit der leibhaftigen Uhrzeit zum ausgiebigen Kaffeeklatsch. Bis sie satt verdorren. Erst blasgrün verhüstelnd, dann gelblich anlaufend. Um schließlich ins Ver-

brauchte zu erstarren, das an sich selber zerfällt und zerbröckelt. Wie hauchdünnes Glas, das zu Bruch geht und im Aufprall die feinsten Gedanken splittert und reinste Gefühle tausendscherbt. Bleibt die Frage: wohin? Wohin bleiben wir?



Von José
F.A. Oliver

Foto: Ulrich Marx

Höchste Zeit auf Urlaub, bevor das erwartete nichtliterarische Laub kommt. Nicht das überhitzte »Sommerwind(ur)laub« unverhoffter Wörter, sondern der natürliche Blattfall im Spätherbst. Das bin ich wenigstens gewohnt... Derweil schlage ich mich mit einem weiteren Dichter durch und lese: »Weltende // Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut / In allen Lüften hallt es wie Geschrei / Dachdecker stürzen ab und gehen entzwei / Und an den Küsten sagt man steigt die Flut // Der Sturm ist da. Die wilden Meere hupfen / An Land, um dicke Dämme zu zerdrücken / Die meisten Menschen haben einen Schnupfen / Die Eisenbahnen fallen von den Brücken«.

Dieses Gedicht schrieb Jakob von Hoddis 1911. Es wurde damals in der Berliner Wochenzeitung »Der Demokrat« veröffentlicht. 1914 kam Hoddis in psychiatrische Behandlung. In den »stummen« Rest seines Lebens. Dort holte ihn 1942 die Geheime Staatspolizei ab.